Cima del Largo : eine besinnliche Bergfahrt

Autor(en): **Saxer, F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **St. Galler Schreibmappe**

Band (Jahr): **32 (1929)**

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-948087

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

CIMA DEL LARGO.

Eine besinnliche Bergfahrt von F. Saxer.

MALOJA, mitten in der Hochflut des Sommerverkehrs an einem Samstagnachmittag! Auf der Landstraße flitzen alle Augenblicke Automobile mit seltsam vermummten und verstaubten Herrschaften vorbei; stattliche eidgenössische Postkraftwagen rollen von beiden Seiten heran, bringen »Bleichgesichter« und nehmen »Rothäute« mit, die den Becher der Bergfreude zur Neige getrunken. Feine Damen und Herren, weißgekleidete Sportsleute mit dem Tennisschläger unter dem Arm, eilende Kellner und gelassene Portiers — kurz alle Bilder des »fashionablen« Kurortes wirft dieser Name in der Erinnerung empor.

Wir (jetzt kommen wir zur Hauptsache) gehören auch zu dem Bilde. Nichts Geschniegeltes, frisch Aufgebügeltes, Frisiertes an uns! Die gegenseitige Beurteilung der Kurgäste und Touristen ist stets auf mehr oder weniger wohlwollende Kritik gestimmt. Von Neid keine Rede, trotzdem jeder von uns nach der umständlichen Verteilung der Lasten einen Sack trägt — wenn er fühlen könnte, dieser Sack, so wäre das Vergnügen ganz auf seiner Seite! Oben stechen über wohlgeflochtenen Seilschlingen drohend die Zacken der Steigeisen heraus, während der Eispickel auf der geteerten Straße noch nicht in seinem Element ist. So wendet sich die kleine Karawane von Bergsteigern, bepackt und bewaffnet für eine Woche im Hochgebirge, über die schwellenden Matten Malojas südwärts dem Fornogebiete zu. Saftige Wiesen gab es da in der Tat, eine wahre Erfrischung nach dem Anblick der trostlos verdorrten Flächen Mittelbündens und des Engadins. Die Tatsache des Anwachsens der Niederschläge mit der zunehmenden Höhe hätte nicht besser beleuchtet werden können. Farbenfreude entsprießt der kargen Erde, aus der große, vom Gletscher hergetragene Blöcke ragen und ein ernstes Kapitel aus der Vergangenheit dieser Landschaft andeuten.

Indem wir schwer schnaufend im Tale der Ordlegna, umfangen von lichtem, ehrwürdigem Hochwald, langsam Höhe gewinnen, haben wir Zeit, uns die Frage vorzulegen, warum eigentlich wir die unbestreitbare Mühsal einer Fahrt ins Gebirge auf uns nehmen. Die drunten haben's doch so viel bequemer! Die Antwort auf diese Frage wird je nach dem Temperament und der geistigen Struktur des Befragten recht verschieden lauten. Geben wir das Wort zuerst dem Vorsitzenden des Mount Everest-Ausschusses, dem General Younghusband, also gewiß einem für Alpinisten repräsentativen Manne. In seinem vor kurzem erschienenen Buche sagt er:

»Mancher fragt verwundert, wozu wir diese Umstände machen. Wer durchaus auf den Mount Everest möchte, der bestellt am einfachsten ein Flugzeug und läßt sich auf dem Gipfel absetzen. Aber ebensogut könnte man einen Schwimmer oder die Mannschaft eines Rennachters fragen, warum sie nicht lieber Motorboot fahren. Warum ruft der Wettläufer nicht lieber einer Kraftdroschke?

Nein, der Bergsteiger will einfach steigen. Warum? Er will es. Und das ist das ganze Geheimnis. Nur so befriedigt er seelischen Drang. Welcher Tatenfrohe möchte sich immer nur von Maschinen befördern lassen? Wir sind ohnehin schon Sklaven der Technik und entbehren dergestalt viele Freuden, die aus der Spannkraft des Leibes entspringen ... Der Wunsch, den Mount Everest zu besteigen, hat sich aus dem urtümlichen Drange entwickelt, der uns treibt, einen nahen Hügel zu erklettern. Der Gegenstand ist größer; die Sehnsucht ist dieselbe.

Mensch und Berg entsprangen derselben Erde und haben somit eine innere Verwandtschaft. Indes stellt der Berg eine tiefere Stufe des Stoffes dar. Der Mensch ist kleiner an Masse, aber gewaltiger an Geist. Deshalb will er die höchste Verkörperung des Stofflichen besiegen. Das ist das Geheimnis des Gedankens, der uns auf den Mount Everest treibt.«

Und dann schließt der General mit einem Satz, der alles bisher zitierte mehr als aufwiegt:

»Im Bewußtwerden seiner Kraft liegt des Menschen höchste Lust.«

Ich weiß nicht, wie viele von uns die Auffassung, daß das Bergsteigen im Grunde genommen ein Zweikampf, der Berg eine Herausforderung an den Willen sei, zu der ihrigen machen wollten. Sie entspringt zweifellos einer Geistesverfassung, die nach Spranger dem Machtmenschen eigen ist. Entspricht sie aber dem tatsächlichen Werdegang des Alpinismus? Der Mensch empfindet die Herausforderung noch nicht sehr lange; daß auch ganz andere Beweggründe mit an der Wiege der Bergsteigerei standen, scheint mir mehr als wahrscheinlich. Die Freude des Entdeckens und Erforschens einer neuen ungeheuren Welt, die so grundverschieden von derjenigen der gewohnten Umgebung war, hat viele Pioniere hinaufgetrieben; der Sport war meist nur Surrogat und schuf sich hinterdrein seine ihm gemäße Philosophie. Gelehrte und Forscher waren die Urheber einer Bewegung, die heute allzuoft in bloß technischem Betrieb zu versanden droht.

Aber schon sind wir wieder viel zu hoch gestiegen und zu streng geworden. Irgend ein theoretisches Interesse ist es so wenig wie der Machthunger, der die Mehrzahl der Bergfreunde in Bewegung setzt. Viel eher als das großartige, wenn nicht überall leicht zu übersehende Schauspiel alpiner Naturgesetzlichkeit sind es die Bilder voll Weite und Schönheit, voll schreckhafter Gewalt, voll traulichem Liebreiz, die jeder ohne Gelehrsamkeit versteht und die das Herz erschauern oder aufjauchzen lassen. Es sind mehr schönheitsfreudige Ästheten unter den Bergsteigern als Gelehrte.

So nähern wir uns von oben her dem Quell des Dranges in die Höhe; sein Sinn ist letzten Endes Befreiung aus der Umklammerung des Alltäglichen. Dem gezwungenen Zwang von Beruf und Geschäft entrinnen, heraus aus der anspruchsvollen bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Vorurteilen, tun dürfen, was man will, essen, was man selber kocht, sogar sein Leben in eigenen festen Händen halten und den prickelnden Reiz der Gefahr kosten, mit gleichgesinnten Kameraden auf Abenteuer ausgehen, die nicht nur die Muskeln stählen, sondern auch der Seele wieder Spannkraft und Flugraum verschaffen ...

Einem Philosophen des Alpinismus war auch das alles nicht genug. Er meinte, daß auch hier der Zug zum Weiblichen irgendwie von unten herauf die ganze Maschinerie der Motive treiben müsse. Ob er recht hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Wir hatten ein ganzes Seil voll hartgesottener Junggesellen bei uns, die möglicherweise darüber wertvollen Bekenntnisstoff liefern könnten. Dazu freilich auch einen Vertreter des angeklagten Geschlechts, der »mannhaft« auch die schwierigen Fahrten mitmachte und obendrein mehr als einmal einen Schimmer von Häuslichkeit in die rauhe Männerwirtschaft hineintrug.

Doch lassen wir es für einmal der Gewissenserforschung genug sein. Schließlich sind wir ja keine abstrakten Typen oder Idealstrukturen, sondern einfach Menschen, deren Geistesgärtlein die verschiedensten Blüten hervorbringen kann. Fabriziert auch der eine werktags Stickereien, bewegt er sich also auf dem Plan des Ökonomischen, so hindert ihn das nicht, nach Feierabend ein Fenster seiner Seele aufzumachen und Licht aus andern Bereichen hereinzulassen. Und wäre der andere der zerlegenden Wissenschaft verschrieben, warum sollte er auf stolzer Höhe nicht einmal mit den Augen des Dichters das Ganze umfassen?

Unterdessen sind die Steilhänge näher an den schäumenden Talfluß herangerückt; der Mantel des Hochwaldes zerfasert und endet mit jenen pathetischen Baumgestalten, in denen sich das Ringen des Lebens gegen die feindlichen Mächte in ergreifender Weise verkörpert. Die letzten Kämpfer sind einige zerzauste Arven, die sich an einen Felsgrat klammern; dürre Wipfel und gebleichte Astknorren recken sich wie Ankläger gegen den Gletscher, der bei einer Wegbiegung auftaucht.

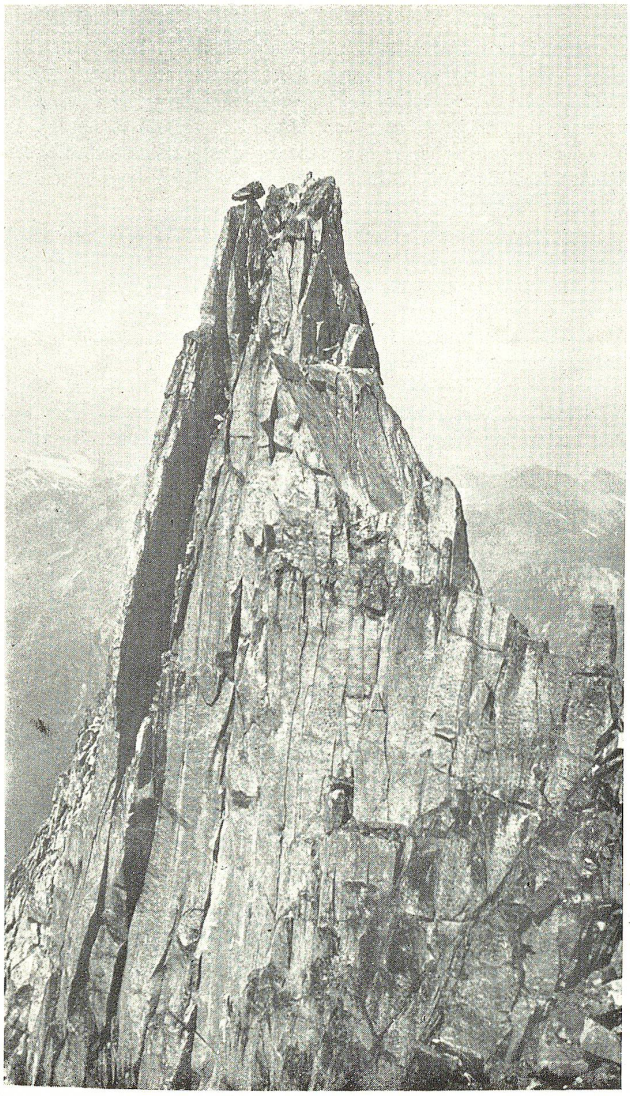
Nichts könnte den Gedanken des Todes furchtbarer versinnbildlichen als so ein Eisstrom. Die Schwerkraft und die Kälte haben ihn geformt; träge, kalt, unerbittlich und starr liegt er da. Alles was Leben hat, Wärme verlangt, sich regen will, flieht vor ihm. Unheimlich ist es, in die gähnenden Schlünde der Spalten hinabzublicken, aus denen es blaugrün heraufschillert. Übrigens gewöhnt man sich bald an diese Spalten; schritt man über die erste noch mit einem Gefühl des Grauens, so geschieht der Sprung über die zehnte schon sachlich kühl, wie man über einen andern Graben hüpft. Anpassung an das Milieu!

Bei einbrechender Nacht verlassen wir den Gletscher, um links über gestuften Granit zur Fornohütte emporzusteigen. Fröhlicher Gesang schallt uns entgegen; Studenten, die die Woche hindurch als freiwillige Hilfskräfte im Verwüstungsgebiet des letztjährigen Hochwassers tätig sind, kantieren und pokulieren mit Lindenblusttee und mit dem guten Gewissen, das eine wahrhaft vaterländische Tat verleiht.

Ein denkwürdiger Abend. Die Sterne flimmern bleich vom mondlosen Himmel, den ab und zu hohe Wolken verschleiern. Stumm

in der Runde stehen die kühnen Berge mit volltönenden Namen: Rosso, Torrone, Castello, Cantone, Bacone. Drunten im Dunkel des Talgletschers aber verfolgen wir einen schwachen Lichtpunkt, der sich langsam aufwärts bewegt und uns die Lage von nachkommenden Freunden verrät. Jetzt zittert das Lichtlein heftig — sie springen über eine Spalte; jetzt steht es still — sie halten Ratschlag über den Weg, denn es ist keine Kleinigkeit, in der Nacht über einen Gletscher zu gehen. Es wurde Mitternacht, bis die Gesellschaft vollzählig war, und endlich im obern Stock der gastlichen Hütte das unvermeidliche Schnarchkonzert anheben konnte. Diese Schläfer ließen sich in ihrer nächtlichen Schwerarbeit nicht durch das »Rubato Forno« (gestohlen auf Forno) beirren, das mit großen Lettern zur Entmutigung allfälliger Diebe auf den warmen Decken stand.

Waren die ersten zwei Tage kleinern Unternehmungen gewidmet, so blies der Führer am frühen Morgen des Dienstag zum Angriff auf die Cima del Largo. Noch kaum recht erwacht, stieg man von der Hütte zum Gletscher ab, querte den flachen Eisstrom und klomm, einer schwachen Wegspur folgend, durch die Schrofen der glattgeschliffenen Talwand empor. Ganz unnahbar sah die Geschichte von der andern Seite aus; aber wie so oft, trog auch hier der Schein, und es fand sich immer wieder ein Ausweg, der das Ersteigen ohne besondere Mühe möglich machte. Wo der Fels nicht zu steil war, erfreute eine farbenfrohe Flora das Auge; noch blühte auf dieser Höhe die rostige Alpenrose; unter die gelben Sonnen der Gemswurz mischten sich zierliche Steinbreche, und die großen Blüten der Alpenwucherblume strahlten neben blauen Enzianen und roten Primeln. Über grobes Blockgewirr geht es hinauf an den Rand eines steilen Schnee- und Eishanges, zu dessen Bezwingung wir die Steigeisen anschnallen. So gelangen wir auf den tiefsten Punkt des Grates, der sich vom Piz Bacone zur Cima del Largo hinüberzieht.



CIMA DEL LARGO. Phot. E. Merian.

Jetzt erst kommt uns dieser Gipfel zu Gesichte. Weil sie nicht auf dem Hauptkamm, sondern auf einem westlichen Seitenzweig desselben steht, erblickt man die kühne Cima erst ganz in der Nähe. Auf wuchtigen Pfeilern aus massigem Granit erhebt sich ein schlanker Turm, auf dessen Spitze ein Block zu schaukeln scheint, der aussieht wie der Hut eines Pilzes. Ein turmbewehrter Grat von vielleicht einem halben Kilometer Länge schwingt sich hinüber zum Fuße des eigentlichen Gipfels. Woher dieser den Namen »Largo« hat scheint unerfindlich zu sein. Hier ist wirklich nichts Breites, Gedehntes; in einem einzigen machtvollen Schwunge streben alle Linien fast senkrecht empor, während sich der Blick gegen das Bergell in wilden schutterfüllten »Krächen« verliert.

Da sollen wir hinauf! »Da gehe ich nicht hinauf,« war die bestimmte Antwort aus der Tiefe des verantwortlichen Bewußtseins. »Es ist keine Schande zuzugestehen, daß man für solche Aufgaben nicht geschaffen ist.« Immerhin, raunte die Versuchung, bis zum Fuße des Turmes kannst du schon mitgehen, du brauchst dann nicht so lange zu warten. Die Rucksäcke werden auf der Scharte verstaut, die Pickel zurückgelassen und der Grat in Angriff genommen. Bald geht man auf dieser, bald auf der andern Flanke, bald über die Schneide ohne Schwierigkeit vorwärts. Der Grat wird abschüssiger. Anseilen! In der Nähe der Grattürme, die man auf der Fornoseite umgeht, vertauschen wir die schweren Nagelschuhe mit »geflügelten« Kletterfinken, die auf dem rauhen Granit prächtigen Halt finden. Zwischen zyklopenhaft getürmten Blöcken hindurch, über einen Steilsturz empor, und wir stehen am Fuße des Turmes. Entweder hat dieser seine Schrecken verloren oder die Seele ist durch die Arbeit am Grate gestählt worden; jedenfalls denke ich gar nicht daran, mich vom Seile zu lösen. »Avanti ragazzi, la vittoria e nostra!« schallt es herüber vom andern Seil, und ein fröhlicher Jauchzer des trefflichen Führers zerstreut vollends allfällige Bedenken.

Durch eine etwa 20 m hohe, sehr steile Wand hinauf zieht sich ein schmaler Riß, der Hand und Fuß guten Halt gewährt. Dann steht man auf einer Art Balkon, von dem aus die Wand sich völlig senkrecht und griffarm anläßt. Hier ist man herzlich froh um die Seilsicherung, auch wenn man sich nicht einfach wie ein Sack hinaufziehen läßt. Wer den Vorteil hat, lang zu sein und sich die wenigen Stützpunkte gut eingeprägt hat, kommt sogar mit ein paar Zügen glatt hinauf. Dann klettert man über ein schiefes Band zu einem luftigen Reitsitz empor, um schließlich, gewissermaßen in der Dachtraufe des Turmes, unmittelbar über den auf dem Bilde sichtbaren Abstürzen wagrecht in eine Rinne hinüberzuwechseln, die zum Steinmann hinaufführt. Die Gipfelfelsen sind mit einer schwarzen Flechte überwachsen, deren flache »Thalli« in der Hitze sich an den Rändern aufrollen und splitterdürr doch am Leben bleiben. Zwischen den aufrechten Platten klaffen tiefe Spalten, über denen wir behutsam umherkriechen, um den Tiefblick auf alle Seiten zu erleben. Ich kann nicht sagen, daß die Aussicht mir einen besonderen Eindruck gemacht hätte; zu voll war ich von dem Erlebnis des Aufstieges.

Als wir endlich wieder zurück waren bei den Säcken und auf dem kantigen Granitgeröll ein Lager suchten, dessen Bequemlichkeit fragwürdig genug war, leuchtete aus einer Felsenspalte mir gegenüber ein wunderbares Pölsterchen des »Himmelsherolds«; von tiefster Bläue waren seine dicht stehenden Blüten, als hätte die Natur wirklich ein Stück des Himmelszeltes ausgeschnitten, um sie zu schaffen. Als ich so halb träumend da lag, bald die Cima, bald den Himmelsherold anblinzelnd, wollte mir scheinen, daß das kleine Blümchen so etwas wie ein Symbol des Besten wäre, was uns die Berge bieten können. Unter unerhörter Ungunst der Umstände entfaltet es ein Höchstmaß an Schönheit und Kraft, dieses leibhaftige »Und dennoch« des Lebens. Im Bewußtwerden seiner Kraft liege die höchste Lust des Menschen, sagte der General Younghusband, ein Satz, den ein Mitglied unserer Gesellschaft nach tiefem Atemholen frei in urchige Heimatlaute übersetzte, indem es ausrief: »S' ist doch cheibe schön i der Schwiz!« Aber er meinte ganz sicher ungefähr dasselbe wie der General.